

Die Christen — Minorität in der Welt und für die Welt

(Dem Aufsatz liegt ein auf der Lutherischen Woche in Paris 1974 gehaltenes Referat zugrunde, das leicht überarbeitet wurde)

Die Christenheit stellt eine Minorität in der Welt dar. Dieser Erkenntnis müssen wir uns stellen. Sie ist nicht angenehm und bequem. Sie fordert die Rückfrage heraus, ob diese Tatsache erst unsere Zeit betrifft. Liegt es an unserem fehlenden Eifer? Haben wir die Botschaft der Heiligen Schrift nicht ernst genommen? Haben wir versagt? Das ist der Vorwurf, der immer wieder gegen die Kirche insgesamt erhoben wird. Er ruft uns zur Buße und zur Besinnung, zur Umkehr und Heimkehr unter Gott und sein heilendes Wort. Blicke diese Buße aus, so wäre es ein Zeichen einer bedenklichen inneren Erkrankung der Kirche. Man hat innerhalb der Kirche die Christenheit gerne mit dem Riesen Atlas aus der griechischen Sage verglichen, der die Weltkugel auf seiner Schulter trägt. Wir werden in unserer wissenschaftlich, technologisch und politisch geprägten Welt fragen müssen: haben diese Kräfte nicht längst die Kirche abgelöst? Erliegen wir nicht einem bösem Traum, wenn wir in der Vergangenheit aus der Kirchengeschichte von Macht und Glanz und Einfluß der Kirche hören? Ich denke an die Bedeutung der Kirche unter dem Kaiser Konstantin oder Karl dem Großen. Die Vision des Kirchenvaters Augustin in *De Civitate Dei*, als würde sich das Reich Gottes in dieser Welt in Kürze verwirklichen, gehört ebenso zu den ideologischen Vorstellungen, wie die Versuche, einen Kirchenstaat zu errichten. Solche Ideologie hat keinen Grund in der Heiligen Schrift und kann nicht von ihr abgeleitet werden.

Die Heilige Schrift redet anders, nüchterner vom Volk Gottes.

Gottes Volk im Alten Testament

Es gehört zum rätselhaften Handeln Gottes, daß sein Volk immer einen ungesicherten Status in der Welt hat. Abraham geht im Vertrauen auf

Gottes Befehl und Verheißung aus seinem Lande und der Heimat seiner Väter und wird ein Fremdling in einem Land, das Gott ihm zeigen wird. Als Fremdling lebt er dort, als Beisasse. Und das erste, was ihm dort gehören wird, ist ein Grab (1. Mose 23, 17). Wohl ist ihm das Land Kanaan zu ewigem Besitztum versprochen (Gen. 17, 8). Aber die Heilige Schrift weiß sehr genau zu unterscheiden zwischen Eigentum und Besitznahme (vgl. Gen. 23, 17 und 17, 8). Es ist das Los des Israeliten, daß er zum einen lebt in der Nachbarschaft als Beisasse mit dem Unfrommen und zum andern als Beisasse Gottes. Gott ist der Herr über das Land, über die ganze Erde. Daher gilt immer wieder für Israel, was dem Abraham gesagt ist: „Das sollst du wissen, daß deine Nachkommen werden Fremdlinge sein in einem Lande, das nicht das ihre ist.“ (Gen. 15, 13). Damit wird Abraham zum Typus für die Existenz Israels. Wieviel an Glaubensmut und Glaubensgehorsam, an getroster Zuversicht und Selbstbescheidung ist damit gegeben! Wieviel an Selbstbewußtsein und Selbstaufgabe liegt in dem Fragen des Volkes nach seinem eigenen Sein unter der Verheißung Gottes!

Es ist ein bewegendes Zeugnis und Bekenntnis des im Volke lebendigen Bewußtseins jener merkwürdigen Doppelstellung, wenn der Beter des 39. Psalms ausruft: „Ich bin dein Pilgrim und dein Bürger, wie alle meine Väter“ (Ps. 39, 13). Fremdling in der Welt, Wanderer zwischen dem Reich der Welt und dem Reich Gottes und zugleich Gottes Bürger.

Mit der Zerstörung Jerusalems (587) und der Wegführung des Volkes nach Babel hämmern die Propheten dem Volk ein: Nicht der Tempel, nicht das Land, das Gott dem Volke verliehen hat, ja nicht einmal der im Kultus verehrte Gott sind Garanten und Garantie für den Heilsbesitz. Gott ist und bleibt unverfügbar. Seine Gnade ist die liebenswürdige Zuwendung Gottes, die allein seinem freien Willen entspringt. Ist es darum verwunderlich, daß in der Prophetie zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft die tiefgründige Frage aufkommt, ob Gott nicht selbst ein Fremdling in dieser Welt geworden sei? (Jer. 14, 8) In dieser Frage drückt sich die tiefe Not, ja, die Verzweiflung des Volkes aus, die allein eine Antwort bekommt in jener paradoxen Erkenntnis des Psalms 73: „Dennoch bleibe ich stets an dir; denn du hältst mich bei deiner rechten Hand, du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich endlich mit Ehren an.“ (Ps. 73, 23f.)

Hinter jener demütigenden Erkenntnis, daß dies Volk Beisasse und Gast bei Gott sein wird, steht aber das Bewußtsein, eben in jenem

„Dennoch des Glaubens“, daß Gottes Verheißung gilt und bleibt: „Das Land ist mein, spricht der Herr und Ihr seid Gäste und Fremdlinge vor mir!“ (Lev. 25, 23). „Gast, Fremdling, Beisasse sein — das ist Not, das ist kein Ideal völkischen Stolzes. Aber Gast und Beisasse bei Gott sein, das ist zugleich eine Lage voller Verheißung . . .“ (Frick zu Lev. 25, 23). Schließlich darf noch darauf hingewiesen werden, daß die Juden sich Fremden gegenüber immer als Hebräer bezeichnet haben. (Ex. 1, 19/2, 7/11 und 13/5, 3.) „Hebräer“ aber ist in der wörtlichen Übersetzung „der Eingewanderte“. Indem sie so in die Solidarität mit anderen Fremden traten, machten sie zugleich sichtbar, daß alles Land der Erde Gottes eigenes Land ist, in dem wir alle Fremdlinge bleiben.

Ehe wir uns den Neutestamentlichen Aussagen zuwenden, müssen wir noch einen Augenblick dem Gedanken des Restes und seiner Bedeutung in der alttestamentlichen Prophetie nachgehen. Da wird in 1. Kön. 19, 18 von den „Siebentausend“ geredet, die Gott übrig läßt, weil sie ihre Kniee nicht vor Baal gebeugt haben. Besonders bei Jesaja spielt der Gedanke des Restes eine Rolle. Gottes Gericht geht über das Volk. Um seines Ungehorsams willen wird das Volk von Kriegen heimgesucht, zerschlagen und zerstreut. Ein klägliches Rest bleibt übrig: „wie ein Mastbaum oben auf einem Berge und wie ein Panier oben auf dem Hügel“ (Jes. 30, 17). Wie ein vom Sturm hin- und hergeworfener einsamer und zerzauster Baum, wie eine zerfletterte Fahne, von der noch ein paar Fetzen herumhängen. Das zurückbleibende Volk ist wie eine kleine „Nachthütte im Gurkenfeld“ (Jes. 1, 4–9). Und doch ist das Gottesgericht nicht das einzige. Ein kleiner Rest bleibt übrig. Dieser Rest wird zugleich zum Hoffnungszeichen für das geschlagene, heimgesuchte Volk. Denken wir nur an die prophetischen Weihnachtsverheißungen aus Jes. 7, 14: . . . „eine Jungfrau — oder junge Frau — wird schwanger werden und wird einen Sohn gebären, den wird sie Immanuel heißen“ oder die große Verheißung in Jes. 9, 5, wo der Jubel über das neugeborene Kind seinen Ausdruck findet. Am schönsten findet die Hoffnung auf den Rest seinen Ausdruck in Jes. 11, 1 ff.: „Ein Reis wird ausschlagen aus dem Sumpfe Isais und aus seiner Wurzel wird ein Zweig aufbrechen“. Ein alter vertrockneter Baumstumpf. Niemand beachtet ihn. Er gilt als abgestorben. Gerade aus ihm läßt Gott neues Leben sprießen. Daß die Christenheit gerade diese Stellen auf den Herrn Jesus Christus bezieht, liegt nahe. Sie weiß sich ja als das

neue Gottes-Volk, das aus dem Rest hervorgegangen ist. Aus dem Rest heraus hat Gott den neuen Anfang gesetzt.

Das neue Gottesvolk

Der in Jesus Christus gesetzte Neuanfang verändert nicht Struktur und Bewußtsein der Gemeinde. Das Wissen um die Fremdlingschaft der Christen in der Welt ist in der christlichen Gemeinde lebendig und wird dort im Gegensatz zum Judentum eher noch vertieft. Das ganze Erdenleben wird zur „Zeit der Fremdlingschaft“ (1. Petr. 1, 17). Schärfer tritt dieses Danebensitzen und Danebenwohnen in einer gottlosen Welt heraus, weil die Christen sich erkennen dürfen als Gottes erwähltes, heiliges Eigentumsvolk. In der Zuschrift steht im 1. Petr. 1, 1 neben dem „auserwählt“ eine Bezeichnung für die Christen, die wir mit „die Heimatlosen an diesem Ort“ bezeichnen können. Und ergänzt wird diese Anrede durch die Bezeichnung „in der Diaspora“. So steht der bergenden Erwählung durch Gott das in doppelter Weise herausgehobene Ausgesetztsein gegenüber. Gerade dieses Ausgesondertsein bindet umso stärker an den Herrn. Der Gehorsam ihm gegenüber hat seine Wurzel in der durch sein vergossenes Blut geschehenden Erlösung. Durch Jesu Sterben sind sie die Losgekauften (1, 18) nicht mehr gefangen an der Tradition der Väter und ihren Gesetzen. Über ihnen steht ein neues Gesetz. Es ist das Gesetz der Bergpredigt (Matth. 5–7). Von daher erhalten die Seligpreisungen mit ihren Paradoxien (Matth. 5, 1–12) ein neues Licht, eine neue Richtung. Von daher werden die Gebote und die Gesetze durch Jesus ausgelegt und erscheinen unerfüllbar; nur er konnte sie erfüllen und hat sie erfüllt für uns. Von daher werden die religiösen Gebote vom Almosengeben, vom Beten und vom Fasten zum Prüfstein der in Jesus Christus in die Welt gekommenen Liebe. Die Bindung an Jesus macht frei vom Sorgen und Schätzsammeln und hebt die Auserwählten heraus aus der Menge derer, die um ihr Leben besorgt sind. Die Freiheit der Kinder Gottes, wie sie Paulus beschreibt (z. B. Röm. 8, 12 ff. und Gal. 5, 1 ff.) besteht eben in jenem Gehorsam der Liebe zum Herrn. Nun sind sie nicht mehr unterworfen dem „Schema dieses Äons“ (Röm. 12, 2). Aber – und das gilt im besonderen Gegensatz zur Sekte von Qumram im Spätjudentum – sie ziehen nicht aus der Welt aus. Sie bleiben in ihr, wissen sich in die Welt gesandt (Matth. 28, 18 ff.), um die Botschaft von Kreuz und Auferstehung als die lebendigmachende Kraft Gottes unter alle Völker zu

bringen. Wie ihr Herr selbst vom Vater gesandt ist, so wissen sie sich von ihm gesandt; denn im Hohenpriesterlichen Gebet hat Er zum Vater gesprochen: „Gleichwie du mich gesandt hast in die Welt, so sende ich sie auch in die Welt“ (Joh. 17, 18 und 20, 21).

Aussaat für die Welt

In dem Wort „Diaspora“ ist im Griechischen der Stamm „spei-
rein“ zu finden. Von daher erhält der Begriff Diaspora eine wichtige Ausprägung: „ausgestreut wie Same ausgestreut wird“.*)

Damit kommen alle die Gleichnisse des Neuen Testaments in den Blick, in denen von der Saat die Rede ist. Da wird in Mark. 4, 1–20 vom vierfachen Ackerfeld geredet, in das der Sohn seinen Samen, das Wort, ausstreut. Da wird das Gleichnis von der selbstwachsenden Saat aus Mark. 4, 26 ff. zu bedenken sein. Und da ist von besonderer Bedeutung das Gleichnis vom Senfkorn (Mark. 4, 30 ff. und Matth. 13, 31 ff.). Die Gemeinde Jesu hat – und das zeigt uns Jesu Ergänzung in Matth. 17, 20 – sehr wohl verstanden, daß es dabei nicht nur um das Wort Gottes geht, sondern um die Gemeinde selbst, um den Einzelchristen: „wenn ihr Glauben habt, wie ein Senfkorn, so könnt ihr sagen zu diesem Berge: Hebe dich von hinnen dorthin!, so wird er sich heben; und euch wird nichts unmöglich sein“.

Welche Stärkung ist das für die Gemeinde gerade in Verfolgungszeiten! Wie groß wird für sie ihr Auftrag, wenn sie sich nicht einfach ausgesetzt weiß, sondern ausgeschüttet als die Kraft der Welt! Und was der Herr dem Petrus zusagt, daran darf auch sie sich halten: „aber ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre“ (Luk. 22, 32).

Aussaat für die Welt, so wie Er in die Welt gesandt ist, um sein Leben zu geben zu einer Erlösung für viele (Matth. 20, 28). Was von ihm gilt, daran nehmen auch sie teil: „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt allein, wo es aber erstirbt, so bringt es viel Frucht“ (Joh. 12, 24).

Man kann dieses Wort vom Hineinsterben in die Welt sehr mißverstehen. In der Zeit des Rationalismus hat man gemeint, daß das Chri-

*) Bischof Sakrausky, Wien, hat in einem Vortrag über Diaspora von der „Aussaat“ gesprochen: siehe Jahrbuch 1974, S. 32 ff.

stentum dort seinen Dienst getan habe, wo es zum Kulturdünger der Menschheit werde. In unserer Zeit kann man immer wieder den Vorschlag hören: die Kirche müsse sich selbst aufgeben. Sie müsse ganz und gar in der Gesellschaft aufgehen. Nur so würde sie den Willen ihres Herrn erfüllen. Wer ihr solches rät – und sei es mit noch so heißem Herzen und reinen Gefühlen – hätte doch die Mahnung des erhöhten Herrn vergessen: „Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme“ (Offb. 3, 11). Das heißt nun ganz gewiß nicht krampfhaft festhalten an Bekenntnisformeln, an Formen, die sich ändern können, an äußeren Dingen, als müßten wir die Kirche retten. „Nicht wir tragen die Kirche“, sagt Luther, „aber sie trägt uns und er trägt sie“.

Licht – Salz – Sauerteig

Nicht die Ghettosituation ist die Situation der Kirche. Christen sind gesandt als Licht und Salz (Matth. 5, 13–16). Dabei ist zu beachten, daß es nicht heißt: ihr bringt Salz und ihr bringt Licht, sondern „ihr seid!“. Ob sie wollen oder nicht, man sieht auf sie. Ob sie es wollen oder nicht: ihr Leben und Beispiel wirkt in der Welt. Weil dem so ist, darum geht Paulus mit der Gemeinde in Korinth so hart um und prangert ihr Versagen an, wenn sie einen unbußfertigen Sünder in ihren Reihen duldet. Die Botschaft des Evangeliums ist nur da recht ausgerichtet, wo es zum persönlichen Zeugnis des ganzen Menschen und des ganzen Lebens wird. Ob nicht manche Wirkungslosigkeit des Evangeliums darin begründet ist, daß Wortzeugnis und Tatzeugnis auseinanderklaffen? Eines kann nicht vom anderen gerissen werden. Wo, wie es heute zum Teil in der Christenheit geschieht, die soziale Aktion als einzige Möglichkeit der Evangeliumsverkündigung gesehen wird, erliegt die Christenheit der Schwärmerei. Sie steht damit nicht mehr zu dem ihr eigentlichen Auftrag der Predigt des unverfälschten Evangeliums und der Darreichung der Sakramente, wie der Herr geboten hat. Wo man aber über der Predigt und den Sakramenten die Bruderliebe in der ganzen Hinwendung zum Nächsten vergißt, da gerät man in Rechthaberei und Streit und macht aus dem Evangelium eine weltfremde Ideologie.

Gerade die lutherische Kirche vergißt in diesem Zusammenhang nicht, daß die Gemeinde Jesu Christi die „Herde“, die „Versammlung der Heiligen“ ist, die durch ihren Herrn im Wort und Sakrament geweiht wird und in der Liebe einander verbunden ist.

Zu den beiden Bildern vom Licht- und Salzcharakter der Christen gehört ein drittes Bild, wo vom Reich Gottes und seiner Wirkung im Bilde des Sauerteiges geredet wird (Matth. 13, 33). „Das Himmelreich ist einem Sauerteig gleich, den ein Weib nahm und vermengte ihn unter drei Scheffel Mehl, bis daß er ganz durchsäuert war“.

Sauerteig unter unserer Umgebung, in der Welt, in der wir leben: das ist das Bild des Unscheinbaren, dessen Kraft aber so groß ist, daß es diese Welt verändert. Damit ist von der verändernden Kraft in der Gesellschaft geredet. So wird hier gegenüber allen Kräften, die heute mit Gewalt die Gesellschaft verändern wollen, ein deutliches Zeichen aufgerichtet. Gott gebraucht das Kleine, das Unscheinbare, das Senfkorn und die kleine Hand voll Sauerteig, um auf diese Weise in der Welt zu wirken.

Aber geht von der Christenheit als einer Minorität in der Welt noch etwas aus? Ist noch etwas davon zu spüren und zu merken, daß Gottes Kraft in dem Schwachen mächtig ist? (vgl. 2. Kor. 12, 9). Es kann nicht darum gehen, daß wir in dem pluralistischen Geistesringen unserer Zeit auch unsere Stimme, die Stimme der Kirche, zur Geltung bringen. Die Zeit der großen „Kirchlichen Worte“, wie sie leitende Kirchengremien von sich gegeben haben, ist weithin vorbei. Wir erleben in unserem Land, wie wenig Beachtung die Denkschriften der EKD zu den sozialen Fragen, zu gesellschaftspolitischen und gezielten ethischen Fragen finden. Gleichwohl darf die Kirche nicht schweigen, wenn es um die Fragen des Schwangerschaftsabbruches oder um Fragen der Hilfe für die dritte Welt geht, wenn Fragen des Friedens und der Völkerverständigung verhandelt werden.

Woran liegt es dann, wenn das Wort der Kirche so wenig Echo findet? Liegt es an dem Pluralismus in der Theologie unserer Tage? Liegt es daran, daß wir eben der Welt nicht nach dem Munde reden können und dürfen? Wir sollten es nie vergessen, daß auch der Herr der Kirche Widerspruch erdulden mußte, daß das eben das Charakteristikum seines Leidensweges war, von dem es heißt, daß „er an dem, was er litt, Gehorsam lernte“ (Hebr. 5, 9).

Wir haben in dieser Welt keine Ansprüche durchzusetzen und Forderungen zu erheben. Wir haben nicht „wie Könige zu herrschen“ und haben uns nicht „gnädige Herren“ nennen zu lassen (vgl. Luk. 22, 25). Wir haben der Welt mit einer Botschaft zu dienen, die allein fähig ist, sie aus Angst und Hoffnungslosigkeit zu erretten, wenn sie aus ihren hochgesteckten Träumen aufwacht. Daß wir in solchem Dienst nicht

müde werden, daß wir nicht erlahmen, daß wir uns unter dem Schwall von Worten und Parolen, die täglich auf uns einstürmen, nicht irre machen lassen und resignieren, daran will uns das Wort des erhöhten Herrn mahnen an die Gemeinde zu Sardes: „Werde wach und stärke das andere, das sterben will“ (Offb. 3, 2).

Das Bild der Gemeinde

Es wird heute viel nach der Effektivität der kirchlichen Arbeit und der Gemeinde überhaupt gefragt. Man meint damit: wie attraktiv ist die Kirche? Wir Pfarrer sind stolz, wenn zu unserer Gemeinde Leute von Rang und Namen gehören: Ministeriale, Ärzte, Juristen, Professoren usw. Aber das qualifiziert eine Gemeinde noch nicht. Und wenn diese Leute fehlen? Das mag uns schmerzlich sein. Das kann uns zur Anfechtung werden, unter der wir leiden.

Schon der Apostel Paulus kannte das. In der Weltstadt Korinth z. B. blüht der Handel. Sie ist eine Stadt voller Leben. Gelehrte und Wissenschaftler, Wirtschaftsunternehmer und Künstler leben dort. Aber wieviele von ihnen halten sich zur Gemeinde Jesu Christi? Kommt nicht die Mehrzahl ihrer Mitglieder aus dem Sklavenstand, aus den Elendsvierteln und Slums? Das ist auch dem Paulus nicht gleichgültig. Und indem er darüber nachdenkt, wird ihm die Erkenntnis zuteil, die er im 1. Kapitel des 1. Kor. so an die Gemeinde weitergibt: „Das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist's eine Gotteskraft. Denn es steht geschrieben: ‚Ich will zunichte machen die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Veständigen will ich verwerfen.‘ Wo sind die Klugen? Wo sind die Schriftgelehrten (die Professoren)? Wo sind die Weltweisen? Hat Gott nicht die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht? Denn dieweil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch törichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben.“

Und ein paar Verse später zeichnet er das Bild der Gemeinde: „Sehet an, liebe Brüder, eure Berufung: nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viele Gewaltige, nicht viele Edle sind berufen. Sondern, was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, daß er die Weisen zuschanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, daß er zuschanden mache, was stark ist; und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt, und das da nichts ist,

daß er zunichte mache, was etwas ist, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme.“ (1. Kor. 1, 18 ff. und V. 26 ff.)

Das ist kein imponierendes Bild! Aber das ist auch kein billiger Trost und keine Beruhigungsspielle. Wie könnte es den Apostel damals und wie könnte es die Christenheit heute in Ruhe lassen, wenn sie sehen muß, daß die Welle von Unglaube, Agnostizismus und Atheismus gerade unter den „Gebildeten“ so viele hinwegspült und daß sie ihr Heil so leichtfertig aufs Spiel setzen? Aber hinter den Worten des Paulus steht doch auch die Sorge, daß die Gemeinde ihr Selbstbewußtsein, ihre Identifikation – wie man heute sagt – nicht ableite von der Anerkennung, die ihr von der Welt her kommen mag oder versagt wird, sondern daß sie gewiß werde, daß Gottes Liebe und Treue sie hält und trägt. Weil Gott „Ja“ zu ihr gesagt hat in Jesus Christus, darum lebt sie und das ist ihre Kraft.

Vielleicht kommt gerade im Blick auf die soziologische Situation der Gemeinde uns das zum Bewußtsein, was der Herr mit dem Wort im Hohenpriesterlichen Gebet Joh. 17 gemeint hat: „Ich habe ihnen dein Wort gegeben und die Welt haßte sie, denn sie sind nicht von der Welt, wie denn auch ich nicht von der Welt bin.“ (17, 14) So nimmt die Gemeinde teil an der Inkarnation ihres Herrn, von der Johannes schreibt: „Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf“ (Joh. 1, 11, vgl. auch Joh. 1, 5).

Die Christen sind und bleiben Fremdlinge in der Welt. Im griechischen Neuen Testament steht dafür das Wort paroikos. Bis heute hat dieses Wort Geltung innerhalb der Gemeinde. Wir reden von der Pfarochie, vom Parochialrecht der Pfarrer. Damit ist gemeint, daß dem Ortspfarrer allein das Recht zusteht innerhalb seiner Gemeinde Taufen, Trauungen und Beerdigungen zu vollziehen. In Frankreich redet man von der Ortsgemeinde als von der paroisse. In Venedig findet man unter den Straßennamen jeweils den Zusatz Parochia. Meist ist uns dabei nicht mehr bewußt, daß damit durch die Geschichte hindurch sich eine Erinnerung davon erhalten hat, daß wir Fremdlinge in der Welt sind und dennoch unter dem Schutz Gottes wohnen.

Das Bild des Pfarrers

Wenn man nach der Gemeinde fragt, kann man die Frage nach dem Bild des Pfarrers nicht ausklammern wollen. In der west-europäischen

Welt herrscht in allen Kirchen ein zunehmender Pfarrermangel. Der Beruf des Pfarrers ist für viele junge Menschen nicht mehr erstrebenswert.

In einem Gespräch mit jungen Menschen in den Oberklassen eines Gymnasiums wurde einmal gesagt: das ist nicht attraktiv genug. In anderen Berufen habe man ganz andere Aufstiegsmöglichkeiten, könne man mehr verdienen, hätte man lohnendere Aufgaben. Wir können nicht im Einzelnen die Gründe untersuchen, die junge Menschen davon abhält diesen Beruf zu ergreifen. Sicherlich hängt es auch damit zusammen, daß wir in einer mobilen Gesellschaft leben, daß die Menschen nicht mehr an einem Ort verwurzelt sind, daß es den Begriff „Vaterhaus“ kaum mehr gibt. Dazu kommen die Einflüsse, die vom Zeitgeist her zu erklären sind. Der Mensch wird nach seinem Einkommen bewertet. Der Beruf wird nach der Dotation und nach der Freizeit gewogen. Und stellt man sich nicht gern unter einem Pfarrer einen etwas welt- und lebensfremden Menschen vor?

Manche jungen Pfarrer sind in ihrem Beruf unsicher geworden. Sie fragen sich: muß man heute nicht noch Psychologie oder Pädagogik oder Soziologie dazu studiert haben, um den so umfangreichen und vielschichtigen Pfarrersberuf ausfüllen zu können? So sind viele der Überzeugung: man könne die Welt nur mit Hilfe der Humanwissenschaften menschlicher machen. Schließlich kommt dazu, daß man die ewige Seligkeit und das Seelenheil nicht mehr für ein echtes Ziel erachtet. Man meint, die Frage nach dem Seelenheil sei nur etwas für alte oder dumme Leute. Hier wirkt sich unheilvoll jene Propaganda aus, die seit der Zeit der Aufklärung in Europa und heute erneut den Pfarrer und die Kirche lächerlich zu machen sucht.

Wenn man das Neue Testament einmal nach dem Bild des Pfarrers abfragt, so treten ganz andere Fragen vor uns hin. Gewiß, die Frage nach der Berufung gilt gerade für den Pfarrer. Darum nennt sich Paulus einen berufenen Diener Jesu Christi, „berufen zum Apostel Jesu Christi“ (z. B. Röm. 1, 1). Aber Paulus redet auch immer wieder davon, daß diese Berufung nicht eine Sache ist, die sich auf die Prediger des Evangeliums beschränke. Sie gilt für alle Glieder der Gemeinde. Aber den Predigern des Evangeliums ist eben ein Auftrag erteilt, dem sie sich nicht entziehen können. In unserer lutherischen Kirche wird darum auch einer zum Pfarrer ordiniert. Er erhält seinen Auftrag von der Gemeinde durch den Bischof. Im Augsburgischen Bekenntnis wird darum Wert gelegt auf das „rite vocatus“. Damit er zu solchem Dienst

auch recht vorbereitet ist, bedarf er gerade in unserer Zeit der gründlichen Zurüstung in einem Studium.

Aber das Studium ist nicht die unabdingbare Voraussetzung für einen Pfarrer im Gemeindedienst. Unter der gegenwärtigen Personalnot hat Gott uns auch neue Wege aufgetan. Immer mehr Spätberufene schickt Gott seiner Gemeinde. Dafür sollten wir dankbar sein.

Damit hat sich aber das Bild des Pfarrers gewandelt. Wir lernen wieder mehr und mehr, daß der Diener der Gemeinde Diener am Wort ist. Sklave Jesu Christi nennt sich Paulus in vielen seiner Briefe. Von besonderer Wichtigkeit scheint zu sein, wenn Paulus im 2. Brief an die Korinther schreibt: „Nicht daß wir Herren seien über euren Glauben, sondern wir sind Gehilfen eurer Freude, denn ihr steht im Glauben“ (1, 24). Und an einer anderen Stelle: „Dafür halte uns jedermann: für Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden“ (1. Kor. 4, 1 f.).

Es ist wohl eine große Befreiung für alle, die im Amte stehen, und für junge Menschen, die wir gerne in diesem Amte sehen möchten, daß der Pfarrer kein Allroundgenie sein muß und sein soll. Er muß nicht einmal ein glanzvoller Redner sein. Wichtig ist der Dienst in der Gemeinde. „Die Herde Jesu Christi“ gilt es „zu weiden“, wie der Herr dem Petrus befohlen hat. Und wir sollten das Bild von Hirte und Herde nicht pressen und nicht verdächtigen, als sei es typischer Ausdruck für „autoritäre Strukturen“. Gerade wir lutherischen Christen wissen um das „allgemeine Priestertum aller Gläubigen“. Das hebt nicht die Spannung auf zwischen Amt und Gemeinde. Amt und Gemeinde sind einander zugeordnet. Der Pfarrer ist nicht Funktionär der Gemeinde. Der Herr Christus hat das Amt gesetzt, weil er seine Gemeinde betreut wissen will. Was ist aber von dem Einwand zu halten: nicht mehr das Amt trage die Person, sondern die Person das Amt? Sicherlich ist es eine fragwürdige Sache um die Amtsautorität. Aber das Amt hat seine besondere Würde. Freilich kommt sie erst da zum Tragen, wo Amt und Person sich decken. Nicht der Pfarrer kann aus dem Amt etwas machen; er kann es höchstens unglaubwürdig machen. Aber das ihm übertragene Amt prägt ihn. Er steht nicht in eigener Verantwortung vor der Gemeinde. Er lebt davon, daß er sich immer wieder getrösten darf: sein Herr ist der Garant für sein Wirken. Und er weiß, daß dieser Herr aus Steinen Brot machen kann, daß er, der selbst in seiner Auferstehung den Tod überwand, aus Unbrauchbarem Brauchbares machen

kann. So sind Pfarrer und Gemeinde aneinander gewiesen. Wie sollte ein Pfarrer die „Fremdlingschaft“ in der Welt ertragen können, wenn er sich nicht getragen weiß von den „Bürgern und Hausgenossen Gottes“, die die gleiche Fremdlingschaft mit ihm teilen!

Die Gemeinde in der Welt

Die Gemeinde Jesu ist die „Ekklesia“, die Herausgerufene, d. h. sie ist von ihrem Herrn aus der Welt herausgerufen. Sie gehört unter einen neuen Herrschaftsbereich des Herrn, der sie als Haupt im Himmel regiert und auf dessen Wiederkunft sie wartet. Das ist ihre eschatologische Dimension. Sie hofft auf ihn, wartet auf ihn, weiß, daß er sie vollenden wird. Aber sie lebt in dieser Welt. Im Hohenpriesterlichen Gebet (Joh. 17) erbittet der Herr ausdrücklich vom Vater: „Ich bitte nicht, daß du sie von der Welt nimmest, sondern daß du sie bewahrest vor dem Bösen“ (V. 15).

Als Kirche in der Welt bedarf sie darum einer Organisation, ist sie auch immer Institution. Ohne dieses „irdene Gefäß“, in dem wir solchen „Schatz haben“ (2. Kor. 4, 7) geht es nicht. Dabei kann die äußere Organisationsform durchaus je nach Zeit und äußeren Einflüssen verschieden sein. In Ländern, in denen eine enge Verbindung zu Staat und Gesellschaft besteht, werden die Organisationsformen des Staates und seiner Verwaltung auch ihren Niederschlag finden in der jeweiligen Verfassung der Kirche. In einem bewußt neutralen Staat kann die Organisationsform der Kirche die des anerkannten Vereins sein. Jede Organisationsform der Kirche ist aber zu befragen, ob sie den Freiheitsraum schafft, der ihr die Möglichkeit gibt, ihre Angelegenheiten selbst zu regeln, und ob sie dem Auftrag der Evangeliumsverkündigung förderlich ist.

Man wird die der Kirche eingeräumte Freiheit daran messen können, ob Menschen ihres Glaubens ungehindert leben können bis dahin, daß der Kirche die Möglichkeit zu weltweiten Zusammenschlüssen von Glaubensgenossen nicht verwehrt wird. Diese Zusammenschlüsse wären da problematisch, wo sie einem Machtstreben entspringen würden. Aber in der Gemeinschaft der lutherischen Kirchen im Lutherischen Weltbund, der christlichen Kirchen insgesamt in der Ökumenischen Bewegung empfangen und spenden wir einander die brüderliche Hilfe, die uns in unserem Dienst immer wieder nötig ist. In ihnen verwirklicht sich ein Stück Bruderschaft der Jünger in Jesus Christus.

Innerhalb der pluralistischen Gesellschaft ist die Kirche scheinbar eine Gruppe unter anderen. Es scheint so, als ob ihr Wort nichts bedeute in einer naturwissenschaftlich und technisch orientierten und bestimmten Welt. Aber erkennen wir nicht gerade bei den Verantwortlichen in Wissenschaft, Technik und Politik, daß sie unsicher geworden sind in einer Welt, in der alles „machbar“ geworden ist? Sie fragen nach letzten Kriterien für ihre Arbeit, die nicht aus ihrer Erfahrungswelt erhoben werden können. Sie sehnen sich nach dem Gespräch. Hier sind die Christen in die Verantwortung für die Welt gefordert, und sie können sich nicht davon entbinden. So erfüllt sich das Wort des erhöhten Herrn an die Gemeinde von Philadelphia (Offb. 3, 8): „Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Tür, und niemand kann sie zuschließen; denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort behalten und hast meinen Namen nicht verleugnet.“

Und wer könnte im sozialen und diakonischen Bereich wirksamer tätig sein als die christliche Gemeinde? Gerade in der Sorge um die Gefährdeten, um die Fragen der Rehabilitation von Gestrandeten und Gefallenen steht sie unter dem Wort ihres Herrn, der „die Sünder annimmt“. Weil sie weiß, was es um die Würde der Person, des Menschen ist, um dessentwillen Gott seinen Sohn selbst hat Mensch werden lassen, kann sie sich nicht befreien von der Fürsorge für die Kinder, die Jugend und die alten Menschen.

Die Christen-Minorität in der Welt und für die Welt. Man schätzt die Weltbevölkerung heute auf 3,7 Milliarden Menschen. Sie hat sich in den letzten 50 Jahren verdoppelt. Die Christenheit schätzt man auf 1,1 Milliarden. Sie hat in den letzten 50 Jahren nicht im gleichen Maße zugenommen. Das mag uns erschrecken und fällt uns schwer aufs Herz. Wenn wir der Faszination der großen Zahl erliegen, dann können solche Zahlen entmutigen. Aber wir sollten nicht vergessen, daß es immer die kleine Zahl der Zeugen Jesu Christi war, die durch die Verkündigung seines Wortes und durch das Tatzeugnis der Liebe entscheidend geholfen hat, diese Welt humaner zu gestalten. Die Christenheit lebt nicht davon, ob und wieviel Anerkennung ihr von der Welt gezollt wird. Sie lebt vom Worte ihres Herrn.

Von ihr gilt, was Paulus im 2. Brief an die Korinther schreibt: (Kap. 6) „Als Mithelfer ermahnen wir euch, daß ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfangt.“ Denn er spricht: (Jes. 49, 8) „Ich habe dich in der angenehmen Zeit erhört und habe dir am Tage des Heils geholfen.“ Siehe, jetzt ist die angenehme Zeit, siehe, jetzt ist der Tag des Heils!

Wir geben niemandem ein Ärgernis, auf daß unser Amt nicht verlästert werde; sondern in allen Dingen erweisen wir uns als Diener Gottes: in großer Geduld, in Trübsalen, in Ängsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufruhren, in Mühen, im Wachen, im Fasten, in Keuschheit, in Erkenntnis, in Langmut, in Freundlichkeit, in dem heiligen Geist, in ungefärbter Liebe, in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes, durch Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken, durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte; als die Verführer und doch wahrhaftig; als die Unbekannten und doch bekannt; als die Sterbenden und siehe, wir leben; als die Gezüchtigten, und doch nicht ertötet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts haben und doch alles haben.“ In diesem Wort liegen Verheißung und Ermutigung für die Minorität der Christen in der Welt und für die Welt.

Christus wacht mit größerer Sorge über dich als du über dich selbst und macht die Anschläge deiner Feinde zunichte. Martin Luther